

Szenen einer Ehe

„Die besten Absichten“.
Spielfilm von Bille August.
Schweden, 1992.

Die besten Absichten zweier Menschen, miteinander in Einverständnis zu leben, sind eine Sache, und ihre individuellen Unfähigkeiten zum Glücklichein eine andere. So erzählt dieser Film von zweien, die lebenslänglich untrennbar aneinander und an sich selbst leiden, er rekonstruiert ein Liebesglück, er malt das erste Jahrzehnt einer Verbindung aus, die mehr als fünf dauerte, bis der Tod sie schied.

Im letzten Bild sitzen die beiden auf einer Parkbank, denkbar weit auseinander, gelähmt und erstarrt im hilflosen Versuch, sich näher zu kommen. Die Frau ist schwanger. Das Kind wird den Namen Ingmar Bergman bekommen.

Vor zehn Jahren, als er in „Fanny und Alexander“ die Themen, die ihn sein Leben lang umtrieben – die Zusammenstöße zwischen bürgerlich-behaglicher Lebenslust und protestantischer Selbstzerfleischung –, zu einem prachtvollen Familienroman verwoben hatte, erklärte Bergman seinen Abschied von der Kamera: Der Arbeit als Filmregisseur sei er körperlich nicht mehr gewachsen.

Doch er hat nicht aufgehört, Filme zu träumen, Filme zu schreiben, und nach Beendigung seiner Autobiographie, die



Bergman-Filmeltern Fröler, August: Rekonstruktion eines Unglücks

1987 erschien, hat er neuerlich eine weitläufige Familiengeschichte in Drehbuchform zu Papier gebracht, Szenen einer Ehe, wieder und wieder. Diesmal aber, so sagt er, handelt es sich um den Urstoff, um die wahre Geschichte, die er in „Fanny und Alexander“ ins Romanhafte ausphantasiert hatte, um seine Eltern, um die Großbürgerstochter Karin Akerblom aus Uppsala und den Theologiestudenten Erik Bergman, der aus geduckten, ärmlichen, provinziellen Verhältnissen stammt.

Die Frau blickt mit selbstbewußter Lebenslust auf den Eigenbrötler herunter, er schaut mit hechelnder Habgier zu ihr

hoch, und beide, weil Gegensätze sich so unheilvoll anziehen, kämpfen über Jahre mit Starrsinn gegen ihre mißgünstigen Mütter, um die unerwünschte Liebe und Ehe durchzusetzen: Die Hochzeit ist wirklich ein Feuerwerk, bei dem es kracht.

Es mag die Liebesgeschichte seiner Eltern sein, wie Ingmar Bergman sie sich vorstellt; eine überprüfbare Wahrheit gibt es nicht. Daß er die explosive Beziehung zwischen Vater und Mutter als den Haupt-Fluch erlebte, der über sein Leben verhängt war, hat er in seiner Autobiographie dargelegt – der Mutter ordnet er die künstlerisch-sinnliche Seite seines

Charakters zu, dem Vater die puritanische, schuldbesessene –, und auch, daß er sich nach deren Tod mit schrecklicher Neugier an die Entzifferung der Tagebücher seiner Mutter machte, die diese sogar vor dem Vater verheimlicht hatte.

Manches Detail aus „Die besten Absichten“ wird also belegbar sein, ebensoviel ist gewiß sinngemäße Erfindung – so hat Bergman den Tod seines Großvaters um mehr als ein Jahrzehnt vordatiert –, als entscheidend muß gelten: Bergman ist es gelungen, der Geschichte dieser Begegnung eine fürchterliche innere Überzeugungskraft zu geben.

Dabei geht es nicht nur um den Ur-Haß zwischen Mann und Frau, der da hochkocht, sondern ebenso um den zwischen Mutter und Kind: Gnadenlos porträtiert Bergman eine Mutter, die das



Bergman-Familie in „Die besten Absichten“: Eine Hochzeit, bei der es kracht

Liebesglück ihres Kindes zu vernichten trachtet – und dabei auch noch recht hat, weil die Tochter sich in der Tat in ihr Unglück stürzt.

Von dem Dänen Bille August, 44, wird niemand behaupten, daß er ein origineller oder gar bedeutender Filmregisseur sei. Da er aber ein untadeliger Techniker ist und eine Nase dafür hat, im richtigen Augenblick mit dem richtigen Film zur Stelle zu sein, ist er erstaunlich weit gekommen: Er hat mit seinen beiden letzten Filmen („Pelle der Eroberer“, 1987, „Die besten Absichten“, 1992) jeweils die Goldene Palme von Cannes gewonnen, mit dem ersten hat er auch noch einen Oscar in Hollywood.

Ingmar Bergman, da er nicht mehr selber Regie führen will, hätte keinen kompetenteren Sachwalter als Bille August finden können, und bei den Dreharbeiten ließ er ihm freie Hand. Bergmans wesentlichste Bedingung war, daß die Schauspielerin Pernilla August, die in „Fanny und Alexander“ das lebenslustige Dienstmädchen dargestellt hatte, die weibliche Hauptrolle spiele – und auch da trafen sich seine Neigungen mit denen von Bille August: Der hat sich flugs in seine Heroine verliebt, ein Kind mit ihr gezeugt, sie geheiratet – der Kugelbauch, den sie am Filmende zeigt, ist keine Attrappe, und als Pernilla August ist sie in Cannes 1992 als beste Schauspielerin ausgezeichnet worden.

Das Problem mit dem drei Stunden langen Film „Die besten Absichten“, der jetzt in die deutschen Kinos kommt, ist, daß es sich um eine halbe Sache handelt. Das Original, das Ende letzten Jahres in Skandinavien im Fernsehen ausgestrahlt wurde, ist sechs Stunden lang. Bergman hat, wie schon bei „Fanny und Alexander“, einen internationalen Pool von TV-Anstalten zur Finanzierung seines Werks zusammengebracht (angeblich das teuerste, das je in Schweden produziert wurde) und zugleich die Kinofassung konzipiert, die nun auf den Markt kommt.

Diese Version ist, auf alles Zeitgeschichtliche verzichtend, ganz auf das Psychodrama konzentriert: Keine Jahreszahl verrät, daß die Handlung zwischen 1909 und 1918 spielt, ganz am Rande nur kommen bei einer Arbeiterdemonstration rote Fahnen ins Bild – der Film verläßt sich darauf, daß er allein durch seine Hauptfiguren (Pernilla August und Samuel Fröler) wirkt, und Bergman, der infame alte Zauberer, schafft die dramatische Überwältigung wieder einmal.

Die Bergmansche Film-Familiensaga ist damit nicht beendet, und sie wird nun noch mehr zur Familienangelegenheit: Bei einem weiteren Teilstück, einer Vater-Sohn-Geschichte, die Ende der zwanziger Jahre spielt, hat Ingmars Sohn Daniel Bergman Regie geführt. Daß die Familie ein Fluch ist, steht fest, aber offenbar wirkt sie auch als Segen.

Vergiftete Seifenoper

„City of Hope“. Spielfilm von John Sayles. USA 1991.

In den Großstädten beginnt das Unheil der Welt, wo sonst. Und Filme über das Leben in den Metropolen kann man nur machen, indem man die Wege vieler Menschen eine Zeitlang verfolgt – ihnen zuschaut, wie sie zusammenkommen, sich wieder trennen. Indem man zeigt, wie sie kämpfen und dennoch untergehen. Indem man vorführt, wie sie im Netz wechselseitiger Abhängigkeiten gefangen sind.



Sayles-Film „City of Hope“: Die Gesetze des Dschungels

Diesen Großstadtkosmos einzufangen, haben im letzten Jahr bereits Steve Martin und Lawrence Kasdan versucht, mit „L.A. Story“ und „Grand Canyon“. Aber das war Kino-Industrie, schön verpackt und an der Oberfläche. Der Außenseiter John Sayles, 42, dagegen geht ans Eingemachte, verknüpft Privates und Politik. In „City of Hope“ entwirft er das Porträt eines Amerika, das sich selbst ruiniert.

Hudson City, USA. In einem Slum soll ein Büroturm errichtet werden. Der Baulöwe Joe (Tony Lo Bianco) weigert sich, die Bewohner des Grundstücks auszuräuchern. Da aber sein Sohn Nick (Vincent Spano) bei einem Einbruch beobachtet wurde, können ihn irische Mafiosi, der Bürgermeister und die Bau-Geldgeber dazu erpressen, daß er hart zupackt.

Handlungssprung: Der schwarze Bezirksabgeordnete Wynn (Joe Morton)

klagt einen weißen Professor an, zwei schwarzen Halbwüchsigen zu nahe gekommen zu sein. Zwar ist er von der Unschuld des Weißen überzeugt, doch dessen Schicksal zählt weniger als die Achtung von Wynns schwarzen Brüdern: Wenn er etwas für sie erreichen will, braucht er ihre Unterstützung.

Einen Überblick über das, was geschieht, hat nur der kriminelle Werkstattbesitzer Carl (gespielt von Regisseur Sayles), doch der ist wegen einer Verkrüppelung verbittert und nutzt das System für seine Zwecke aus.

Dieses Geben und Nehmen, bei dem nur ein schäbiger Rest übrigbleibt, der dann unter dem Namen „Politik“ verkauft wird, ist schon oft dargestellt worden – aber selten so eindringlich,

so zwingend wie hier. „City of Hope“ ist düster und unterhaltsam zugleich, wie eine böse, intelligente Seifenoper.

Die scheinbar beliebigen, aber sehr präzise kalkulierten Fäden werden nirgendwo gebündelt: Alles hängt mit allem zusammen, ohne Anfang und Ende – das eigene Leben mit dem anderen, das Private mit dem Beruf. Falls es noch eines Beweises bedarf, daß Kunst und Leben immer auch politisch sind, hier ist er.

In schmucklosen „Cinéma vérité“-Bildern erfährt man, was Stadträte reden, wenn sie einen Behördenflur entlanggehen, welche Ängste Wachmann und Einbrecher haben, wenn sie sich gegenüberstehen, wie empfindsam bei aller sexuellen Offenheit sich auch heute noch eine Liebe entwickelt, wie bei dem brutalen Emporkömmling Joe Skrupellosigkeit gegenüber anderen